1929 Wochenkalender 5689

	Februar	Schebat	Bemerkungen
Sonntag	3	23	
Montag	4	24	
Dienstag	5	25	
Mittwoch	6	26	
Donnerstag	7	27	
Freitag	8	28	
Samstag	9	29	משפטים מבכין החדש

daß ein Teil der in der Presse und in Beratungen öffentlicher Körperschaften aufgetauchten Vorschläge zur Neugestaltung der jüdischen Lehrerbildung in Deutschland immer noch damit rechnet, daß die Akademisierung des jüdischen Elementar- und Religionslehrerstandes wenigstens teilweise vermeidbar sei. Es ist aber unmöglich, dem jüdischen Volksschul- und Religionslehrer einen Bildungsgang aufzunötigen, der hinter dem staatlichen an Qualität zurücksteht. Die Lehrerschaft als solche wird die Forderung nach akademischer Ausbildung niemals fallen lassen. Mag man auch dieses Argument in manchen Kreisen nicht so hoch bewerten, so kann doch nicht darüber hinweggegangen werden, daß der Staat nachdem er grundsätzlich eine Neuregelung eintreten läßt, niemals einen nichtakademischen jüdischen Volksschullehrer oder Religionslehrer voll anerkennen wird. Es ist gerade vom Standpunkt der Gemeinden aus zu begrüßen, daß endlich die Möglichkeit gegeben ist, auf dem Wege über eine vertiefte Lehrerbildung die von niemand bestrittene Misere des jüdischen Unterrichts zu beheben. Dies gilt auch und ganz besonders sogar für die Landgemeinden, wo der Lehrer mehr als anderswo zugleich auch geistiger Führer seiner Gemeinde sein muß und ihm im Gegensatz zu seinen christlichen Kollegen in den meisten Fällen kein Geistlicher einen Teil dieser Führeraufgabe abnehmen kann. Die Neuregelung muß also erfolgen, gleichgültig ob die in der Öffentlichkeit laut gewordenen Bedenken sich in der Zukunft bewahrheiten werden oder nicht, daß nämlich aus einer Akademisierung des Volksschullehrerberufes sich eine Abwanderung in den höheren Schuldienst ergibt und dann der Staat und mit ihm die jüdischen Gemeinden sich gezwungen sehen werden, die Gehälter der Volksschullehrer denen der Vollakademiker anzunähern. Für die jüdischen Gemeinden ergibt sich außer der Belastungsfrage noch das Problem des Bedarfs. Abgesehen von den wenigen Groß- und Mittelgemeinden ist die Mehrzahl der jüdischen Gemeinden in Deutschland aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen, den Lehrer nicht nur mit unterrichtlichen, sondern auch anderen religiösen Funktionen, hauptsächlich mit Kantorat und Schechita zu betrauen. Es entsteht nun die Befürchtung, daß in Zukunft sich Akademiker für derartige Nebenfunktionen nicht mehr bereit finden werden. Aus diesem Grunde resultiert ein in Preußen vertretener Plan, es doch neben der akademischen Ausbildung von Volksschullehrern mit einer Schule für sogenannte „Kultusbeamte" zu versuchen. Von anderer Seite wird vorgeschlagen, die Ausbildung der akademischen Religionslehrer gesondert an Rabbinerseminaren vorzunehmen oder den Religionsunterricht in erhöhtem Umfange als bisher den Rabbinern in die Hand zu geben.

ten? Zugegeben, daß die Kleingemeinden für Spezialisten weder Verwendung noch finanzielle Mittel haben, spielt doch auch die Frage eine Rolle, ob sich für eine derartige Laufbahn des Kultusbeamten überhaupt Nachwuchs finden wird. Ein junger Mann, der, wie es für die in Köln zu errichtende Kultusbeamtenschule geplant ist, Obersekundareife nachweist, wäre ein Narr, wenn er es nicht vorziehen würde, die im selben Ort und wahrscheinlich sogar im selben Gebäude befindliche Ausbildungsstätte für spätere akademische Lehrer zu besuchen, die ja auch nicht mehr als Obersekundareife verlangt und ihre Kandidaten einem für sie doch viel verlockenderen Ziele entgegenführt. Die gegenüber der Kultusbeamtenschule um ein Jahr längere Ausbildungszeit wird durch die späteren wirtschaftlichen Aussichten für die Studierenden mehr als wett gemacht. Eine derartige Kultusbeamtenschule wäre nur durchzuführen mit einem kurzen Ausbildungsgang ohne besondere Ansprüche an die Vorbildung ihrer Schüler. Dies würde bedeuten, daß sich in ihr gescheiterte Existenzen aus aller Welt zusammenfinden würden. Mit solchen ist aber den Landgemeinden am wenigsten geholfen. Eine gesonderte Ausbildung von Nur-Religionslehrern akademischen Grades wird ebenfalls an der Nachwuchsfrage scheitern. Es gibt nur sehr wenige Rabbiner in Deutschland, die bereit sind, lediglich Religionsunterricht zu erteilen. Die meisten Rabbiner, die derartige Religionslehrerstellen heute schon begleiten, betrachten ihre Tätigkeit lediglich als Durchgangsstadium, bis sie eine ihnen zusagende Rabbinatsstelle gefunden haben. Die Rabbinerseminare werden im Interesse ihres Niveaus nicht davon abgehen können, das Abitur als Voraussetzung für ihre Studierenden zu verlangen. Bei einem Abiturienten, der sich entschlossen hat, sich in jüdischen Fächern zu spezialisieren, ist es ebenso unwahrscheinlich, daß er die Religionslehrer- und nicht die Rabbinerlaufbahn einschlägt, wie bei einem Untersekundaner die Wahl der sogenannten Kultusbeamtenkarriere an Stelle der des akademischen Volksschullehrers. Wenn, wie es seltsamerweise gerade von pädagogischer Seite aus geschehen ist, behauptet wird, daß für Religionslehrer die Ausbildung in allgemeiner Methodik nur überflüssige Zeitverschwendung sei, so sei betont, daß genau das Gegenteil zutrifft. Der jüdische Unterricht enthält eine Fülle von Realien (Geschichte, Geographie), für deren Behandlung außerdem dem Lehrer verhältnismäßig wenig Zeit zur Verfügung steht; eine wesentliche Hebung des jüdischen Religionsunterrichtes kann nur erreicht werden, wenn die Unterrichtenden mit den modernsten Ergebnissen der speziellen Methodik aufs innigste vertraut gemacht worden sind (Arbeitsunterricht, Schreib- und Lese-Unterricht, Sprach- und Übersetzungsunterricht).

Die Lösung des Problems kann nur dadurch geschehen, daß Volksschul- und Religionslehrerausbildung mit der des Kantorats vereinigt wird. Am günstigsten liegen hierfür die Verhältnisse in Bayern, wo auf Grund der stärkeren konfessionellen Betonung die Fächer Religion und Musik (Liturgie) im Examen mit zu den Hauptprüfungsfächern gehören. Dementsprechend wird im Unterricht von unten herauf diesen beiden Gebieten ein sehr breiter Raum zugewiesen. Es ergibt sich ohne weiteres, daß im Rahmen des Faches „Religion" jüdische Weltanschauung und jüdisches Wesen gründlich gepflegt werden können. Wenn es gelingt, wozu Aussicht besteht, auch in Bayern Hebräisch als eine der vorgeschriebenen Fremdsprachen für die Aufbauschule anerkennen zu lassen, so können hierdurch noch mehr Stunden für die Pflege des jüdischen Wissens gewonnen werden. Was Musik betrifft, so war es bisher möglich, im Rahmen dieses Faches eine vollwertige theoretische und praktische kantorale Ausbildung zu geben. Für einen Abiturienten des Würzburger Seminars war die Verbindung von Kantorat und Lehrerberuf durch seinen Bildungsweg organisch gegeben. Diese Verbindung ist auch im Lehrplan der bayerischen Aufbauschule bereits vorgesehen.

Ein weiterer Vorzug der bayerischen Ausbildung besteht darin, daß auch die neue akademische Lehrerausbildung unmittelbar an die Volksschule anschließt. In Norddeutschland sind bisher als Lehrerbildungsstätten nur die drei letzten Klassen von höheren Schulen geplant. Um in diese eintreten zu können, muß ein Schüler die Volksschule nach Abschluß des dritten oder vierten Jahres verlassen, sechs Jahre auf eigene Kosten eine höhere Schule besuchen und kann dann erst in die sogenannte „Lehrervorbildungsstätte" eintreten, die ihn weitere drei Jahre in Anspruch nimmt, an die noch mindestens zwei Akademiejahre anschließen. Ein Vater, der aber imstande ist, die beträchtlichen Ausbildungskosten von elf Jahren zu tragen, wird seinen Sohn lieber ein vollakademisches Studium ergreifen lassen, das ihn nur zwei Jahre mehr kostet und dafür später größere Aufstiegsmöglichkeiten zu bieten scheint. In Bayern kann dagegen der Übertritt in die sechsklassige Aufbauschule nach vollendetem siebenten Volksschuljahr unmittelbar erfolgen. Außerdem besitzt das Würzburger Seminar ein Internat, wodurch nachweislich die Ausbildungskosten, die die Eltern zu tragen haben, sich um 60 Prozent ermäßigen. So ist ein vom Standpunkt des demokratischen Gedankens ein begrüßenswerter Aufstieg für begabte Angehörige auch weniger begüteter Schichten garantiert, und das Lehrerstudium bildet tatsächlich seit Jahren für diese Kreise einen Anreiz zum sozialen Aufstieg.

Nach Absolvierung der Aufbauschule soll sich nun ein zweijähriges Studium an der pädagogischen Akademie anschließen. Hier wird es in Köln und Würzburg nicht notwendig sein, eine eigene jüdische Akademie zu errichten, vielmehr wird es auf Grund des vorgesehenen konfessionellen Charakters der an diesen Orten geplanten staatlichen Akademie möglich sein, die Absolventen der jüdischen Aufbauschule dort, oder an der Universität die allgemeinen Wissensfächer studieren zu lassen. Es werden also von jüdischer Seite nur die notwendigen Ergänzungen für Religionswissenschaft und Weltanschauungsfragen zu geben sein. In Bayern ist eine solche Verbindung von den Behörden bereits als möglich und annehmbar in Aussicht gestellt.

Welche Folgerungen ergeben sich hieraus für die Gemeinden und Gemeindeverbände? Sie werden auch für diesen akademischen Lehrer und Kantor aufnahmefähig sein. Nur müßte eine rationelle Verteilung der jüdischen Beamten auf dem Lande stattfinden. Drei oder mehrere Landgemeinden innerhalb eines Bezirkes, also eine Zahl, die tragfähig ist für mindestens zwei Beamtenstellen, müssen sich vereinigen, um für ihre gemeinsamen Bedürfnisse 1. einen Lehrer, der zugleich Kantor ist, und 2. einen Schochet, der zugleich Kantor ist, zu besolden. Selbstverständlich haben diese zwei Beamten ihren Sitz nicht in der gleichen Gemeinde; sie amtieren als Kantor nur in der Sitzgemeinde, als Lehrer bzw. Schächter im ganzen Bezirk. Im Zeitalter des Automobils werden die technischen Schwierigkeiten einer derartigen Regelung nicht unüberwindlich sein, während sogenannte Kultusbeamte, die alle drei Funktionen vereinigen, wie schon oben ausgeführt, im allgemeinen nicht mehr zu finden sein werden. Es liegt ferner ebensosehr im Interesse des Unterrichts, daß der für mehrere Gemeinden zuständige Bezirkslehrer bei seinen Besuchen in der Gemeinde seine volle Zeit der Unterweisung der Jugend und der Erwachsenen widmen kann, ohne durch die Funktion des Schächtens darin behindert zu sein, wie es anderseits im Interesse der gewissenhaften Erfüllung der Schechita gelegen ist, daß der Schochet ein gründlich durchgebildeter Spezialist auf seinem Gebiete ist.

Was die Gemeindeverbände betrifft, so sollten sich diese darüber klar sein, daß es in der jüdischen Lehrerausbildung und Anstellung jüdischer Lehrer keine „Stammeseigenarten" gibt. Am 7. April 1928 (laut Veröffentlichung im Abendblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 10. April 1928) haben sich die Kultusministerien der meisten deutschen Länder, darunter besonders Preußen und Bayern, bereit erklärt, Schulamtsbewerber gegenseitig zur Anstellung zuzulassen, ein Verfahren, das in der Praxis in der Vergangenheit in Hunderten von Fällen schon durchgeführt ist und noch in den letzten Wochen zur Anstellung von preußischen Seminarabsolventen an bayerischen Volksschulen und von bayerischen Seminarabsolventen an preußischen Volksschulen geführt hat. Mithin sind die Landesverbände nicht gezwungen, in der Lehrerausbildung nach rein ländermäßigen Gesichtspunkten zu entscheiden.

Es hat sich nun aber auch schon gezeigt, daß die beiden bestehenden preußischen Anstalten in Berlin und Köln nicht in der Lage sind, den Bedarf an Lehrern in Preußen allein zu decken, sondern daß sowohl 28 Prozent der Schüler der bayerischen Lehrerbildungsstätte in Würzburg aus

Existenzberechtigung erwiesen; die bayerische Anstalt allein zählt schon jetzt für das Schuljahr 1929/30 weit über 100 Schüler, so daß von einer Zwerganstalt keine Rede sein kann. Eine einzige Anstalt wird aus rein geographischen Gesichtspunkten nicht die gleiche Anzahl von Absolventen erstellen können. Dabei ist besonders zu erwägen, daß die relativ hohe Absolventenziffer der letzten Jahre bei weitem nicht ausreicht, den in Deutschland herrschenden Lehrerbedarf auszugleichen. In Bayern allein sind trotz wirtschaftlicher Fundierung durch den Landesverband mindestens ein Dutzend Stellen unbesetzt. Ähnliche Klagen kommen aus Hessen, Schlesien, Ostpreußen. In geistig-kultureller Beziehung hat sich Dezentralisation immer als kulturfördernd erwiesen.

Die Frage der jüdischen Lehrerbildung geht weit über den Rahmen einer Fachfrage hinaus, sie berührt vielmehr die gesamte Einstellung der Juden Deutschlands zu den Fragen ihres Judentums. Seit dem Kriege ist eine Reihe von jüdischen Volksschulen in Großstädten neu gegründet worden, ein Zeichen für die wachsende Intensivierung des jüdischen Lebens in Deutschland. Diese Bewegung ist noch lange nicht zum Abschluß gekommen und bedingt einen neuen Mehrbedarf an jüdischen Lehrkräften. Intensivierung des jüdischen Lebens und Intensivierung der jüdischen Lehrerbildung werden stets parallel laufen.

Politische Erziehung

(Berliner Brief)

Demokratie und Formaldemokratie sind zwei grundverschiedene Dinge. Diese Erfahrungstatsache gilt nicht nur für die großen allgemein-politischen Körperschaften im Staate, sondern auch für Gremien, die weit bescheidenere Arbeitsgebiete wahrzunehmen haben. Zur Demokratie muß man erst auf Grund langwieriger Erfahrungen erzogen werden. Der Weg hierzu ist allerdings die Formaldemokratie. Durch sie muß eine Gemeinschaft lernen, Wesentliches von Unwesentlichem zu scheiden, das Allgemeininteresse in den Vordergrund zu stellen und die jeweilig herrschende Parteigruppe als Vollstreckerin des Gesamtheitswillens gelten zulassen. So aufgefaßt wird die wahre Demokratie auch die jeweilige Opposition dazu bestimmen, sich in gleichem Maße wie die Regierung für die Grundaufgaben der Gemeinschaft verantwortlich zu fühlen, den sowohl Regierung wie Opposition sind Partner gemeinsamen Gutes: des ihnen anvertrauten Wohles der Gemeinschaft. Das sind für Länder mit alter Demokratie, wie z. B. für England, Selbstverständlichkeiten, über die man nicht viel Worte verliert. Dort ist es feststehender Brauch, daß sich Regierung und Opposition jeweilig über die dringendsten Notwendigkeiten des Staates verständigen und von Zeit zu

jüdischen Gemeinde Berlins Methoden ähnlich waren, die diesem Gremium nicht gut anstehen und die eine Kopie von Vorgängen aus großen Parlamenten Deutschlands sind. Und wenn gar die jüdische Gemeinderepräsentanz durch eine Maßnahme den Versuch unternimmt, das Gebiet der Formaldemokratie zu verlassen und sich wahrer Demokratie zu nähern, so findet ein derartiges, im Grunde durchaus löbliches Vorgehen, auf verschiedenen, allerdings politisch noch nicht ganz reifen Seiten herbe Kritik, Spott, Verhöhnung und wütendes Störungsbemühen.

Wie männiglich bekannt, besteht in der Berliner Jüdischen Gemeinde eine Mehrheit von 11 Mitgliedern, zusammengesetzt aus jüdischer Volkspartei, Mittelpartei und Konservativen, gegenüber einer Minderheit aus 10 liberalen Mitgliedern. Vor kurzer Zeit hat nun die Volkspartei, die die Mehrheit führt, bei fortlaufender Informierung ihrer Ver-

bündeten, ein Übereinkommen mit der Minderheit bezüglich eines Arbeitsprogrammes abgeschlossen. Auf den Inhalt der Abmachung kommt es in dieser Betrachtung nicht an. Es genüge die Feststellung, daß dieses Übereinkommen unter gegenseitiger Respektierung der differenten Weltanschauungen und bei voller Wahrung der beiderseitigen Programme getroffen wurde. Also ein sogenanntes „gentlemens agreement". Dieses Vorkommnis ist tatsächlich ein Schulbeispiel echter Demokratie gewesen, bei der die Bedeutung der Opposition als eines mitschaffenden und aufbauenden Faktors gewürdigt und diese als voll mitverantwortlicher Träger der gemeinsamen Interessen in den Kreis aktiver, positiver Mitarbeit gezogen wurde. Als das geschehen war, begannen sofort die Quertreibereien. Die „Jüdisch-Liberale Zeitung", die innerhalb des Liberalismus ein eigenwilliges Dasein führt und nicht, wie seitens der liberalen Mandatare in der Gemeinde ausdrücklich erklärt wurde, das Sprachrohr dieser Mandatare ist, schrieb einen Aufsatz, der als „Enthüllung" gedacht war und aus einer Auffassung geboren wurde, die in dem Abkommen zwischen Volkspartei und Liberalen geradezu einen „Verrat" heiliger Überzeugungen erblickt. Der Aufsatz war als Knüppel gedacht, der den zu einem modus vivendi gelangten Parteien zwischen die Beine geworfen, das Übereinkommen bezüglich des gemeinsamen Arbeitsprogrammes stören sollte.

Diese Haltung der „Jüdisch-Liberalen Zeitung" ist nicht ein Produkt der Böswilligkeit, sondern nur ein Zeichen der politischen Unreife. Sie ist ein Beweis, wie weit entfernt die in jener Zeitung sich manifestierende Geistesrichtung noch von dem Sinn für echte Demokratie entfernt ist. Sie ist ferner ein Beweis dafür, wie wenig man dort der eigenen Überzeugung traut und für wie brüchig man die eigenen Wahrheiten hält, wenn man befürchtet, daß die Berührung mit dem Gegner zu einer ireparablen Schädigung der eigenen Anschauung führen muß. Welche Unsicherheit drückt sich in einer derartigen Auffassung aus! Es ist eine Erscheinung, wie man sie in der Frühzeit mancher radikalen Parteien in Deutschland beobachten konnte. Aber auch dort war sie nur ein Symptom mangelnder politischer Erziehung.

Wir haben diesen Vorfall behandelt, um darzutun, wie weit wir auch im jüdischen Leben noch von wahrem Gefühl für das Wesentliche sind. Formaldemokratie, die nur intransigente Mehrheit und faktiöse Opposition kennt, ist barer Unsinn und ziemt den Juden nicht. Wir müssen lernen, wahre Demokratie zu pflegen und jenseits des uns Scheidenden die Gesamtaufgaben zu sehen, für deren Durchführung Regierung und Opposition in gleicher Weise verantwortlich sind. m. w.

Ein Katheder der Berliner jüdischen Gemeinde an der hebräischen Universität zu Jerusalem

Berlin, 22. Januar. (JTA.) Wie der JTA. mitgeteilt wird, haben in der letzten Zeit Verhandlungen zwischen den großen Fraktionen der Repräsentantenversammlung der Berliner jüdischen Gemeinde, der Fraktion der Jüdischen Volkspartei und der liberalen Fraktion stattgefunden, bei denen die Fraktion der Jüdischen Volkspartei in Übereinstimmung und unter Unterrichtung der konservativen und mittelparteilichen Gruppe, außer den Forderungen, die sie auf dem Gebiete der Schulpolitik hat, die Forderung nach einer sichtbaren Beteiligung der Berliner jüdischen Gemeinde am Aufbau Palästinas stellte. Der Vorsitzende der Jüdischen Volkspartei, Rechtsanwalt Dr. Klee machte den Vorschlag, die Berliner jüdische Gemeinde möge an der Universität Jerusalem einen Lehrstuhl als dauernde Einrichtung schaffen, der, um auch äußerlich die Verbundenheit des deutschen Judentums mit Palästina zu zeigen, die Bezeichnung „Lehrstuhl der Berliner jüdischen Gemeinde" tragen soll.

Eine bestimmte Forderung, welcher Wissenschaft dieser Lehrstuhl dienen soll, wurde nicht gestellt. Dr. Klee regte zunächst an, daß dieses Katheder für deutsche Philosophie und Literatur geschaffen werden soll, damit analog in England und Amerika ein Katheder für englische Philosophie und Literatur, in Frankreich für französische Kultur und Sprache, von den italienischen Gemeinden für italienische Literatur und Sprache geschaffen werden könne. Er fügte aber ausdrücklich hinzu, daß die Entscheidung, welches Katheder von Berlin errichtet werden soll, den augenblicklichen Lehr- und Studienbedürfnissen Palästinas angepaßt werden müsse, so daß vielleicht eine andere Wissenschaft, etwa Nationalökonomie oder, in Verbindung mit dem Völkerbund, Völkerrecht und Völkerbundspolitik, vielleicht auch eine naturwissenschaftliche Disziplin, in Frage käme.

Diese Forderung der jüdischen Volkspartei wurde im Prinzip angenommen. Es ist damit zu rechnen, daß schon in allernächster Zeit die Verwaltung der Berliner jüdischen Gemeinde die von der Volkspartei geforderte Palästina-Institution in Gestalt dieses Berliner Lehrstuhls errichten wird. Gedacht ist an einen jährlich in das Budget der Berliner jüdischen Gemeinde einzusetzenden Betrag von etwa 15 000 Reichsmark für diesen Zweck. Voraussichtlich wird ein Spezial-Komitee — wie der JTA-Vertreter erfährt, werden außer Rechtsan-

Der verschobene Prozeß
oder
Judenmord ist straffrei

Wir entnehmen der Wiener „Stimme“ folgende Bemerkung zu dem sensationellen Freispruch des Journalistenmörders Pöffl:

Ein korrupter Journalist, Unzier seines (in Wien ohnedies nicht allzu hochstehenden) Standes, schießt einen anderen Journalisten im Gerichtssaal nieder, wie aus einer früheren Äußerung hervorgeht, mit Vorbedacht, unter Verwendung einer Präzisionswaffe. Der Mörder wird freigesprochen, die Geschwornen bejahen mit neun Stimmen die ihnen vorgelegte Frage auf Sinnesverwirrung, obwohl kein psychiatrisches Gutachten diese eindeutig festgestellt hat; sie bejahen diese Frage im zugegeben vollen Bewußtsein, daß daraufhin der Mörder freigesprochen werden muß. Der Mord wird eben als „Affekthandlung“ hingestellt (was beinahe jeder Mord ist). Wie ist ein solches Urteil zustande gekommen?

Der Ermordete war Bruno Wolf, ein jüdischer Journalist, der Mörder Pöffl ist Hakenkreuzler. Daß er jüdischer Abstammung ist, mag für seinen Anwalt, Dr. Riehl, ein pikantes Verteidigungsmoment sein, das er den Geschworenen aus dem Burgenlande so verhüllt vorsetzte, daß sie es wohl nicht verstanden haben dürften, für den Betrachter ist es ein Schulbeispiel der Abreaktion des Minderwertigkeitsgefühles, die sich von Pfefferkorn bis Trebitsch vielfach belegen läßt. Daß es burgenländische Geschworene waren, die zu urteilen hatten und so geurteilt haben, ist nicht von Belang; Wiener Geschworene treffen solche „Urteile“ auch; wir erinnern nur an die Ermordung des jüdischen Ratenhändlers, dessen Mörder von Wiener Geschworenen freigesprochen wurde. Mord an einem Juden als straffrei anzusehen, scheint in allen Gegenden des Bundesgebietes Volksmeinung zu sein; kein Wunder in einem Staate, in dem aller politischen Weisheit letzter Schluß „dar Jud“ ist.

Den Geschworenen wurde es auch leicht gemacht. Aus einem Mordprozeß wurde ein Prozeß um journalistische Methoden, um politisierte oder politische Organisationen gemacht. Durch diese Verschiebung des Prozeßfaktums sollte gezeigt werden, daß Journalismus in seiner schlechten Form und Judentum identisch seien und daß es letzten Endes um den ermordeten Juden-Journalisten „eh nicht schad“ war. Und das Argument „eh nicht schad“ verfängt leicht. So kam es, daß der Mörder Pöffl rechtskräftig freigesprochen wurde.

Der jüdische Student Halsmann wurde vor wenigen Wochen von den Geschworenen aus dem Burgenlande auf Grund von mehr als unzulänglichen Indizien als Mörder gebrandmarkt, der offen verübte und einbekannte Mord an dem jüdi-

vom Judentum erstmals eine offizielle Vertretung an der Universität München.

Aus der jüdischen Welt

Die erste Kundgebung der Schule der jüdischen Jugend

Berlin, 25. Januar. (JTA.) Am Montag, dem 21. Januar, fand eine öffentliche Jugendkundgebung anläßlich des Beginns der Schule der jüdischen Jugend statt. Schon die starke Beteiligung seitens der Jugendbünde aller Richtungen und Parteien — der große Saal des Brüdervereinshauses war fast restlos gefüllt — bewies, welches rege Interesse für diese neue Kulturposition im jüdischen Leben Berlins vorhanden ist. Herr Dr. Tietz eröffnete die Versammlung und dankte besonders Herrn Eugen Caspary, Vorsitzenden des Wohlfahrts- und Jugendamtes der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, für die tatkräftige Förderung des jungen Werkes. Sodann gaben die Vertreter der vier großen Organisationen (Liberaler Verein, Berliner Zionistische Vereinigung, Central-Verein, Zeire Misrachi) ihre zustimmenden Erklärungen ab. Herr Dr. Ernst Heinz Seligsohn referierte über die Ziel der Schule, deren Hauptaufgabe die Verbindung von Lehre und Leben sei. Kein Hochschulbetrieb, sondern ein Lernbetrieb in gemeinsamer Gestaltung von Gebenden und Nehmenden, das ist die Zielsetzung dieser Neugründung. Nachdem auch noch die Vertreter der Jugendbünde bejahend zum Gedanken der Schule Stellung genommen hatten, hielt Herr Dr. Max Mayer einen Festvortrag über das Bildungsproblem der jüdischen Jugend. — Die Veranstaltung war ein verheißungsvoller Auftakt für die weitere Entwicklung der Schule.

Die Liga für das arbeitende Palästina schafft eine feste Organisation

Berlin, 18. Januar. (JTA.) Der Arbeitsausschuß der Liga hat beschlossen, in den nächsten Wochen in Berlin und in ganz Deutschland eine großzügige Mitgliederwerbung durchzuführen. Die erste Aufgabe aller um die Liga gruppierten Kräfte ist die Schaffung einer festen Organisation mit Zweigstellen an allen Orten.

In Berlin ist ein Ortskomitee der Liga in Bildung begriffen, welches die lokalen Arbeiten durchführen wird. Die Liga wird als ein eingetragener Verein errichtet werden. Das Statut und die Grundsätze der Liga werden bearbeitet. Mitglied des Arbeitsausschusses wurde an Stelle von Uriel Rosenblatt als Vertreter des Hechaluz Moscheh Brachmann.

Hermann Bahr schwärmt für Hitler

Berlin, 22. Januar. (JTA.) Der Wiener Korrespondent der „Vossischen Zeitung", Karl Lahm, befaßt sich mit dem Wiener konservativen Blatt „Schönere Zukunft", welches der christlich-sozialen Partei einreden will, daß ihr eine schärfere Betonung des Antisemitismus nur von Nutzen sein könnte. Diese scharf antisemitische Zeitschrift hat auch Hermann Bahr, den einstigen enthusiastischen Judenfreund, zum fleißigen Mitarbeiter. Der jetzt in München lebende, als Katholik sich hervortuende Bahr schreibt der antisemitischen Zeitung: „... Ich bin oft dem Schicksal dankbar, als Österreicher in München zu Wahlen kein Recht und jedenfalls keine Pflicht zu haben. Ich käme sonst in arge Verlegenheit .... Ich müßte hier in München, zu wählen gezwungen, nach meinem Gefühl eigentlich für den von Hitler genannten Bewerber stimmen, weil in Hitlers Reihen doch zur Zeit die beste Kraft reinster Jugend Deutschlands steht. Gerade sie darf ich aber wieder als Katholik nicht wählen, weil sie sich doch, vielleicht bloß aus einem Mißverständnis, gegen die katholische Kirche stellt." — Der Korrespondent fügt hinzu: „Zu solchen Verwirrungen kann selbst ein schöner Kopf mit weißem Bart, wie der Hermann Bahrs, kommen!"

Sühne für die antisemitischen Ausschreitungen in Bremen

Berlin, 22. Januar. (JTA.) Vor dem großen Schöffengericht in Bremen wurde am 21. Januar die Hauptverhandlung gegen die Nationalsozialisten Thelen und Genossen wegen gemeinschaftlicher Körperverletzung eröffnet. Es handelt sich um die bekannten antisemitischen Überfälle im Herbst 1928. Zur Verhandlung sind sieben Fälle gestellt. Auf der Anklagebank haben Platz genommen: der 22jährige Kraftfahrer Thelen, der 23jährige Schuhmacher Hesse, der 20jährige Lehrling Schmädecker, der 30-jährige Drogist Masch, der 19jährige Elektriker Eberlein, der 20jährige Knecht Brandt, der 16jährige Verwaltungsgehilfe Brüggemann, der 21jährige Klempner Drewnick. Der angeklagte Verwaltungsgehilfe Meyer befindet sich auf See. Der Zuhörerraum ist voll besetzt. Der Fall des Geschäftsführers Blumenthal, der am 26. August 1928 an der Sögestraße von dem Angeklagten Meyer mit der Faust geschlagen worden ist, wurde ausgeschaltet. Thelen wurde sodann vernommen über den Überfall vom 12. September 1928 auf den Bremer brasilianischen Konsul Oscar Parahnos de Silva und seines Begleiters in der Wallstraße vor der Sögestraße. Thelen sagt aus, er und sein Begleiter Eberlein hätten angenommen, daß der Konsul, den sie nicht kannten, und sein Begleiter, die die Kameraden von Thelen und Eberlein im Vorübergehen musterten, sich über diese lustig machten. Das habe sie gereizt; deshalb seien sie hinter den beiden hergegangen, und Thelen habe den Konsul von hinten geschlagen.

Die acht Angeklagten wurden zu folgenden Gesamtstrafen verurteilt: Thelen ein Jahr Gefängnis, Hesse fünf Monate Gefängnis, Schmädecker vier Monate Gefängnis, Masch sechs Monate, Eberlein vier Monate, Brandt vier Monate, Brüggemann sechs Monate, Drewnick drei Monate. Eberlein und Brüggemann wurde Bewährungsfrist bis zum 21. Januar 1932 bewilligt. Bezüglich Thelen hat das Gericht sofortige Verhaftung wegen Fluchtverdachtes beschlossen.

Ein neues Haus der Gemeinde in Frankfurt a. M.

Frankfurt a. M., 18. Januar. (JTA.) Die Israelitische Gemeinde Frankfurt a. M. hat in der Eschersheimer Landstraße ein größeres Anwesen erworben, das jetzt seiner Zweckbestimmung, wahrscheinlich der Neueinrichtung des Gemeindehauses für die gesamte Verwaltung usw. zugeführt werden soll.

Eine Vorlage auf Vergemeindung der Synagoge Unterlindau wurde angekündigt, die Verhandlungen mit der Gemeindeverwaltung sind noch nicht abgeschlossen; indessen hat auch die Religionsschule ihr Einverständnis mit der Vergemeindung ihres Lehrinstituts und Synagoge erklärt und in ihrer letzten Verwaltungssitzung eine Verhandlungskommission eingesetzt.

Die Ersatzwahlen zum Gemeindevorstand ergaben die Wiederwahl der ausscheidenden Mitglieder Bonwit und Dr. Warmbrunn.

Nationalsozialistische Angriffe auf eine zionistische Versammlung

Frankfurt a. M., 23. Januar. (JTA.) Nach einer Massenkundgebung der Frankfurter Zionistischen Vereinigung im Börsensaal mit dem Thema „Juden und ihre Gegner" wurden auf der Straße die Versammlungsteilnehmer von Nationalsozialisten angegriffen. Die Polizei trieb die Tumultanten auseinander. Bereits in der Versammlung versuchten Nationalsozialisten die Redner zu stören, die aber ruhig zu Ende sprechen konnten. An den Zusammenrottungen auf der Straße beteiligte sich auch eine Stahlhelm-Abteilung. Vier Demonstranten wurden sistiert.

Der Kampf um das Legat der Lena Cohen im Bromberger Stadtrat

Bromberg, 21. Januar. (JTA.) Das 100 000-Dollar-Legat der in Amerika verstorbenen Frau Lena Cohen zugunsten armer jüdischer Greise in Bromberg, das seinerzeit vom Bromberger Magistrat unter

4. Fortsetzung.

Wieder erwachte er unausgeschlafen und nervös. Bei Nacht hatte er sich in einer elenden Werkstätte befunden, wo er Stiefelschäfte nähte. Sein und seiner Kameraden Arbeitgeber war kein Mann, sondern eine Frau, die auf einem Auge blind war. Sie entlohnte die Arbeiter für ihre Arbeit mit sauerem Borscht[1] und hartem Brot... Als Lederer sich von seinem Lager erhob, auf dem ihn unsinnige Träume gequält hatten, fiel sein Blick auf seine Frau; sie trug ihre Morgenhaube und hatte darin eine auffallende Ähnlichkeit mit dem „Weib", das er bei Nacht im Traume gesehen hatte. Lederer schämte sich dieser Gedanken vor sich selbst und ging, ohne seiner Frau auf ihre Frage nach seinem Befinden recht zu antworten, rasch ins Badezimmer, um sich anzukleiden.

Von den drei Kindern wohnte nur die Tochter Stella bei den Eltern; sie hatte ihr Hochschulstudium vorzeitig aufgegeben, da sie sich sehr früh erwachsen fühlte und, tatsächlich über ihr Alter reif, sehr früh ans Heiraten dachte. Als Stella noch ein Kind war, hatte Lederer sie sehr lieb; er spielte gern mit ihr, ergötzte sich an ihrem Kleinmädchengeplapper und seine Hand streichelte gern ihr weiches Kinderhaar. Doch in mehr als in der Frage: „Wie ist es in der Schule gegangen, Stella?" — hatte sich die Liebe des Vaters nicht geäußert.

Lederer hatte sein Leben lang nicht so viel Zeit gehabt, daß er sich mit seinen Kindern beschäftigen konnte. Doch seit Stella erwachsen war und andere Lebensinteressen besaß als ihre Eltern, wurde sie dem Vater immer mehr entfremdet. Vor allem hatte der Vater sehr selten Gelegenheit, Stella zu Hause zu treffen. Die Tochter war stets irgendwo außer Hause: zu Besuch bei einer Freundin, bei einer Unterhaltung, im Sommer- oder Winteraufenthalt, in einem Pensionat.

„Was willst du eigentlich haben? Soll sie hier beim Ofen sitzen und dir zuhören, wie du seufzest? Stella muß an sich denken!" — so verteidigte die Mutter ihre Tochter gegen den ständigen Vorwurf des Vaters, Stella treibe sich die ganze Zeit außer Hause umher. Sie war auch schließlich im Recht; Stella war nicht mehr das kleine Kind, dem man das Haar streicheln, das man auf die Knie setzen und über die Noten im Schulzeugnis ausfragen konnte.

Und andere Interessen — andere Interessen verbanden Vater und Tochter nicht. Selbstverständlich besaß Stella kindliches Empfinden für ihren Vater, wenigstens auf ihre Art: Der „alte Mann" arbeitet doch so schwer; er ist ein lieber, guter, alter Herr, der arbeitet, um seine Familie glücklich zu machen, alle ihre Bedürfnisse zu befriedigen, daß sie sich vor Freunden und Bekannten nicht zu schämen brauchen. Freilich, es ist nicht immer leicht, von ihm Geld für einen neuen Abendmantel, ein neues Auto und andere Dinge dieser Art zu bekommen.

Doch als Vater, welche Rolle spielte er als Vater in Stellas Leben? Eine ein wenig lächerliche, altmodisch, europäisch, „russisch". Er quält die Mutter mit seinen Launen, sie hat es nicht leicht mit ihm.

Und für den Vater wurde Stella immer mehr zur Vertreterin einer anderen, einer fremden, einer feindlichen Welt. Sie und die hohlköpfigen „Boys", die sie nach Hause mitbringt, dreschen ihre „Jazz", daß man darüber toll werden kann. Sie nimmt sich mit ihren „Boys" Freiheiten heraus, die daheim in Rußland Gott weiß wer sich nicht gestatten würde. Und dazu heißt es schweigen. Einmal hatte der Vater darüber ein Wort fallen lassen, da ging sie fort und verbrachte lange Zeit Abend für Abend auswärts. Und Sara wehklagte ganze Nächte, daß er das Kind aus dem Hause vertrieben hatte. Nein, Lederer war wirklich kein sehr bequemer Mensch, er war nicht der Vater, der seiner erwachsenen Tochter helfen konnte, den richtigen Mann zu bekommen. Und Stella mußte ihr Glück außer Hause suchen.

Als Lederer in das kleine Speisezimmer

[1] Eine Rübensuppe.

trat, das neben der Veranda lag, hielten Frau und Tochter schon beim Kuchen. Stella war ein so seltener Gast am Tisch des Vaters, daß Lederer geradezu freudig überrascht war, sie hier zu finden:

„Ein Wunder! Du zeigst dich einmal?! Was für ein besonderer Anlaß ist heute?“

Die Mutter winkte der Tochter, sie möge schweigen; dabei deutete sie auf ihren Mann mit einer Geste, mit der man auf einen Kranken deutet. Lederer merkte es und fühlte die Geringschätzung, die darin lag, daß man ihn für krank hielt. Ein Zornausbruch drohte. Doch Stella, die den Wink der Mutter offenbar verstanden hatte, ging auf den Vater zu, schlang ihre bloßen, jugendlichen Arme um den alten Mann und drückte ihren frischen Mädchenmund schmeichelnd an Lederers Stirn:

„O, wie geht es dir, lieber Papa? Ich habe dich doch schon jahrelang nicht gesehen!“

Lederers Ärger wurde besänftigt und das Feuer seines Zornes erlosch.

Doch bald hatte er Anlaß, an anderen Dingen Anstoß zu nehmen, an Kleinigkeiten, um die er sich bisher gar nicht gekümmert, die er bisher nicht einmal bemerkt hatte, die ihm aber, seit er zu Hause war, auffielen und ihn ärgerten.

Die Armut und Not seiner Jugend lag ihm tief in den Knochen und saß ihm immer noch im Blut. Sie ließ ihn das Leben nicht genießen, obwohl er es jetzt unbekümmert hätte tun können... Noch immer hatte Lederer die Gewohnheit, bei jedem Schritt, den er tat, zu erwägen, ob er ihn nicht ruinieren konnte. Und das zeigte sich ganz besonders in Kleinigkeiten. Auch jetzt noch brachte er es nicht über sich, ein ganzes Stück Zucker in den Kaffee zu tun, obwohl er süßen Kaffee sehr liebte; er brach den Zuckerwürfel in zwei Hälften, die eine für jetzt, die andere für später. Er brachte es auch nicht über sich, eine dicke Schichte Butter auf die Brotschnitte zu streichen, obwohl er leidenschaftlich gern viel Butter aß... Gerade in Kleinigkeiten trat sein Geiz zutage. Es kostete weniger Mühe, von ihm tausend Dollar zu bekommen als ein paar Cents. Sein Auto rostete unbenützt in der Garage, obwohl er einen Chauffeur hielt, weil er ausgerechnet hatte, es werde ihn billiger kommen, mit der Untergrundbahn in sein Geschäft zu fahren als mit dem eigenen Auto. Das war nicht Geiz an sich, — die Armut, die im Elternhause in ihn gefahren war, wollte seinen Körper nicht verlassen, auch nicht in der prächtigen Villa in Flattbush.

Seit Lederer seinem Frühstückstisch mehr Aufmerksamkeit schenkte, hatte er bald festgestellt, daß in seinem Hause zuviel Butter und Zucker aufging und daß von dem Essen, das in seinem Hause verdarb, einige Familien leben könnten. Eigentlich stand diesmal nicht mehr auf dem Tisch als sonst, und es ging auch nicht mehr Butter und Zucker auf als gewöhnlich. Doch was Lederer daran verdroß, war die Selbstverständlichkeit und Gedankenlosigkeit, mit der seine Kinder seine Güter, seinen Reichtum, seine Butter und seinen Zucker benützten... Bisher hatte er zu dieser Beobachtung geschwiegen und bloß seine Kinder um ihren Wohlstand beneidet: Warum habe ich das in meiner Jugend nicht gehabt? Warum habe ich mir das nicht erlauben können? — Als er jetzt an den Frühstückstisch trat, da kamen diese Empfindungen wieder und er lieh eigentlich nur dem Worte, was schon lange in seinem Herzen gebrannt und worüber zu reden er sich nur geschämt hatte.

„Diese Verschwendung, dieser Überfluß... da, die Butter, der Zucker!“ — murmelte er vor sich hin.

Frau und Tochter sahen ihn verwundert an: Was will der Vater eigentlich? Daß wir keine Butter und keinen Zucker verwenden sollen? Warum eigentlich? Kostet es denn so viel, daß man damit rechnen muß? Will er uns unser Frühstück verderben?

Lederer selbst bereute seine Worte. Er schämte sich des Vorwurfs, fühlte den Neid gegen seine Angehörigen in seiner Seele brennen. Und wie um sich zu entschuldigen, begann er von seiner eigenen Jugend, von seinem früheren Hunger zu erzählen:

„Wie ich so alt war wie du, Stella, habe ich mir das nicht erlauben können; ich habe mich reich gefühlt, wenn ich trockenes Brot hatte.“

„Was willst du also? Soll sie deshalb auch nichts essen, nur weil du in deiner Jugend gehungert hast?“

Stella war ebenso wie die anderen Kinder stets peinlich davon berührt, wenn der Vater von seinen Hungerjahren und seiner früheren Armut zu erzählen begann. Die Kinder sahen darin einen Vorwurf, daß sie nicht hungerten, und spürten, wenn auch nicht direkt, den Neid des Vaters.

„Dem Vater macht es immer wieder Freude, uns das Frühstück zu verderben und den Bissen im Mund bitter zu machen. Ich wünschte, ich könnte das Haus so schnell als möglich für immer verlassen!“ — Stella erhob sich und verließ, Tränen in den Augen, den Frühstückstisch.

Der alte Lederer sah seine Tochter an und blieb schweigend und schuldbewußt wie ein Knabe am Tisch sitzen.

Sonst nichts?" — Lederer stand vom Tisch auf und ging auf die Veranda. Das Frühstück war verdorben.

Eigentlich war Lederer heute früh mit dem Vorsatz aufgestanden, nach dem Frühstück ins Geschäft zu fahren, um zu sehen, wie es dort ohne ihn ging. Doch da seine Frau ihm den Vorschlag machte und noch mehr, weil sein Sohn Morris nach ihm gefragt hatte, — gerade darin spürte er des Sohnes Falschheit — beschloß er nicht hinzufahren. Und indem er sich tief in die Lippen biß, sagte er laut:

„Da kann er lange warten!"

Mister Morris Lederer, Chaim Lederers Sohn, war ganz, ganz anders geartet als sein Vater. Vor allem hatte er eine ganz andere Erziehung genossen. Wohl war der junge Lederer nicht in Samt und Seide geboren worden und hatte seine Knabenjahre in den Zinskasernen der Norfolk- und Essex-Street verbracht, bei rötlichem Gaslicht, bei ölfleckigem Leinen, aus dem bis spät in die Nacht Hemden genäht wurden, — doch sein Heim war mehr die Straße, die Schule, der Spielplatz gewesen als die ärmliche Wohnung. Er erinnerte sich der Armut nicht mehr und wollte sich ihrer nicht erinnern. Die Straße gab ihm den Mut, welcher ihn befähigte, sich mit starken Ellenbogen einen Weg zu bahnen; der Spielplatz — harte Knochen, welche imstande waren, Schläge auszuteilen und auszuhalten, und die Geschicklichkeit, noch im Fallen auf den Füßen zu bleiben; die Schule — Leichtigkeit im Umgang, oberflächlichen Schliff und vollkommene Beherrschung der Sprache. Mit diesen Waffen ausgerüstet erklomm er das mächtige Schwungrad des amerikanischen Lebens. Als kaum den Knabenjahren entwachsener Bursche von siebzehn oder achtzehn Jahren trat er ins väterliche Geschäft ein, das sich damals noch auf East-Side befand und ganz klein war. Er war zunächst Lehrling; doch bald stand seine Fähigkeit in nichts hinter der der eifrigsten und besten Mitarbeiter des Vater zurück; sein Mut und seine Unbekümmertheit kannten kein Hindernis. So war es eigentlich der achtzehnjährige Morris Lederer, welcher das Ge-

taglöhnern".

Neben vielen anderen Dingen, die der Sohn dem Vater übelnahm, wie z. B. des Vaters unamerikanisches Wesen", sein schlechtes Englisch, seine Verbindung mit der East-Side, konnte Morris dem Vater nicht verzeihen, daß der alte Lederer ein „Nihilist" war (dieses Wort hatte er einmal vom Reverend seiner Synagoge gehört und rasch in sein Lexikon aufgenommen, um seinen Sprachschatz damit zu bereichern). Morris war von Jugend auf bestrebt, sowohl geschäftlich als auch in sozialer Hinsicht emporzukommen. Er hatte rasch erkannt, daß zwei gangbare Wege, die auf der Leiter des Zufalls emporführen, der „Klub" und die „Synagoge" sind. Deshalb gehörte Morris schon in jungen Jahren fünf oder sechs Klubs an. Er war auch „Freimaurer" von hohem Grad. Den größten Wert aber legte er auf die Zugehörigkeit zu einer „Congregation", einer religiösen Vereinigung; und seine Bemühungen in dieser Hinsicht waren von Erfolg gekrönt; er wurde schließlich angesehenes Mitglied einer Synagogengemeinde und gehörte verschiedenen Wohltätigkeitsvereinen an. Für diese Zwecke scheute er auch keine materiellen Opfer und das Spendenkonto des Geschäftes erreichte durch ihn eine ansehnliche Höhe. Diese Ausgaben begründete er damit, daß sie vom Geschäftsstandpunkt aus unbedingt rentabel seien. Der alte Lederer dagegen gehörte keiner Synagogengemeinde an (er erklärte, das gehe gegen seine Überzeugung) und betätigte sich in keinem Wohltätigkeitsverein, die wenigen Landsmannschaften auf East-Side ausgenommen, in denen er aus alter Gewohnheit seinen Mitgleidsbeitrag zahlte, ohne jedoch zu ihren Meetings und sonstigen Veranstaltungen zu kommen. Er war auch nicht der Mann, der sich in den Vordergrund rücken konnte.

Der alte Lederer hielt sich für einen „Radikalen". Von seinem Radikalismus war freilich nur ein winziges Überbleibsel geblieben — sein Atheismus war der einzige „Glaube", den er besaß. Wie ein alter frommer Jude an seinem Glauben, so hielt Lederer an seinem Atheis-

mus fest und fürchtete ihn zu verlieren. Und so viel seine Familie, die Frau ebenso wie die Kinder, ihm auch zuredeten, er möge einer Synagoge beitreten, ihm klarlegten, daß das ihrer gesellschaftlichen Position förderlich sei, ihn darauf hinwiesen, daß jeder seiner Geschäftsfreunde einer Synagoge, einem „Centre" angehöre — sie richteten nichts aus. In Lederers Augen war sein „Atheismus" der einzige Faden, der ihn mit den Idealen seiner Jugend verband. Und wie ein frommer Jude seinen Glauben nicht verlieren will, so wollte Lederer nicht mit dem „Ideal" seiner Jugendjahre brechen.

Das konnten ihm die Kinder nicht verzeihen, am wenigsten sein ältester Sohn Morris. Morris gerade hatte schon von Kindheit an religiöse Neigungen gehabt, nicht aus Frömmigkeit, sondern aus Gewohnheit. Er sah, daß alle seine Kameraden fromm waren; warum sollte er anders sein? Er sah sogar, daß in anderen Häusern die Väter fromm waren und die Kinder zur Frömmigkeit anhielten, während die Kinder sich wehrten; nur bei ihm zu Hause war es so merkwürdig: der Vater betete nicht, ging nie in den Tempel, hielt nicht einmal recht die Festbräuche. Und wie es in solchen Fällen oft zu geschehen pflegt, — die irreligiöse Art des Vaters rief in den Kindern die Sehnsucht nach den Bräuchen und Zeremonien der jüdischen Religion wach. Die Kinder „naschten" religiöse Bräuche in Nachbarhäusern, bei Kollegen und Freunden; dort lernten sie die Sabbatzeremonien, den Seder und andere Bräuche kennen. Solange sie klein waren, schwiegen sie oder murrten leise untereinander. Als sie heranwuchsen, erhoben sie lauten Protest:

„Vater meint, er sei noch in Rußland, wo man ewigen Krieg gegen den Zaren und gegen Gott geführt hat. Wir leben aber in Amerika, — hier gibt es keinen Zaren und hier braucht man keine Revolutionäre. Alle anständigen Leute gehen hier in den Tempel, warum geht der Vater nicht auch hin?" — so ließ sich Morris im Namen aller aus und die ganze Familie stimmte ihm innerlich zu.

Die Straße, aus der Lederer hervorgegangen war, schien mit ihm in sein „Heim" eingezogen zu sein. Die Nacktheit, aus der er stammte, hatte er in sein Haus mitgebracht. Die Atmosphäre eines „Heims", welche die religiösen Bräuche des Judentums an den Freitagabenden und an den Festtagen schaffen, konnte Lederer seinem Hause nicht geben. Und eine andere Atmosphäre zu schaffen, die sein Haus zum „Heim" machen konnte, dazu besaß er nicht die Fähigkeit. So blieb sein Haus wirklich ohne Heim, nackt und kalt. Und die Kinder suchten sich, sobald sie nur zu denken anfingen, ihr „Heim" auswärts.

Morris machte den Anfang. Kaum war er nur ein wenig flügge geworden, ging er auf die Suche nach einem anderen Heim und verschwand Abend für Abend aus dem Elternhaus, bis er sich endlich dauernd einer sogenannten „deutschen" Familie anschloß, die aus Galizien oder aus Ungarn stammte; dort gab es einen alten Vater, der genau und zeitgerecht alle religiösen Zeremonien einhielt. Die Familie kam einmal in der Woche zum alten Vater zu Besuch, die Mutter buk vorzügliche Käsekuchen, es wurden Familienfeste gefeiert, beinahe jeden Montag und Donnerstag ließ man sich photographieren, Geburtstage wurden festlich begangen, es gab Familienunterhaltungen. Dort fand Morris das „Heim", das ihm zu Hause fehlte und schloß sich rasch an.

Nachdem Morris sich verlobt hatte, kam er immer seltener ins Elternhaus. Und nach der Hochzeit (gerade am Vortag hatte sich der alte Lederer mit dem Sohn zerstritten und war deshalb nicht zur Hochzeit des Sohnes gekommen, was dieser ihm nie verzeihen konnte) zog sich Morris völlig von seinen Eltern zurück und schloß sich ganz der Familie seiner Frau an.

Dem ältesten tat es der zweite Sohn Jakob nach und nun war auch schon die Tochter daran, den Brüdern zu folgen.

Der alte Lederer haßte Morris neuen „Familienanschluß" und konnte in helle Wut geraten, wenn in seiner Anwesenheit im Hause der Name der „deutschen Schnorrer" (so nannte er sie) fiel, die sich in seine Familie eingeschlichen und ihm den Sohn geraubt hatten. Seine Schwiegertochter hatte er im ganzen zweimal im Leben gesehen und das bei besonderen Gelegenheiten, nämlich bei der Beschneidungsfeier seiner beiden Enkel. Und der Schwiegertochter wegen begann er auch seinen Sohn zu hassen. „Den Deutschen spürt man bei ihm schon von weitem" — pflegte er sich über Morris zu äußern. Er sah, wie der Sohn sich immer enger der „deutschen" Familie anschloß, alle Charakterzüge, alle Gewohnheiten der „Deutschen" annahm. Seine kriecherische Art, sein aufgeblasenes Wesen im Tempel, seine Geschäftigkeit in den verschiedenen Wohltätigkeitsvereinen, seine Bemühungen um eine Ehrenstelle, etwa als Vorsteherstellvertreter in einem bekannten Verein, sein Großtun mit den Spenden und Gaben, die er dem Geschäft entnahm, — all' das bezeichnete Lederer mit dem Ausdruck: „Den Deutschen spürt man bei ihm schon von weitem."

(Fortsetzung folgt)

der wahrheitswidrigen Begründung, daß es in Bromberg keine armen jüdischen Greise gäbe (in Wirklichkeit existiert in Bromberg ein um seine materielle Existenz schwer kämpfendes jüdisches Greisenasyl), zurückgewiesen wurde, hat den Stadtrat von Bromberg in seiner letzten Sitzung abermals sehr lebhaft beschäftigt. Stadtrat Kolnik schilderte als Referent alle Phasen der Angelegenheit. Im Januar 1923 wies der Magistrat das Legat ungeachtet der Intervention der jüdischen Gemeinde zurück. Der Wojwode in Posen und der Innenminister in Warschau bestätigten den Magistratsbeschluß. In Amerika machte die Zurückweisung des Legats, das inzwischen auf 160 000 Dollar angewachsen war, einen sehr schlechten Eindruck. Der polnische Generalkonsul in Washington informierte hierüber das Außenministerium und empfahl die Revidierung des Bromberger Beschlusses. Der Außenminister Graf Zalesky schilderte in einem Schreiben an den Bromberger Magistrat die wirtschaftlichen und politischen Komplikationen, die für Polen im Hinblick auf die in Amerika entstehende Mißstimmung sich ergeben könnten. Auch der Wojwode befürwortete eine Revision des ersten Beschlusses. Der Referent begründete die Forderung nach einer Revision auch vom rein rechtlichen Standpunkt. In der darauffolgenden Debatte drückten die Nationaldemokraten ihre Verwunderung darüber aus, daß die jetzige Regierung den Standpunkt der Regierung von 1924, die den Bromberger Beschluß sanktionierte, nicht respektiert, und beantragten die Überweisung der Angelegenheit an die städtische Rechtskommission. Dieser Antrag wurde gegen die Stimmen der deutschen Fraktion zum Beschluß erhoben, so daß eine weitere Verschleppung der Angelegenheit zuungunsten der Bromberger jüdischen Armen eingetreten ist. Man hofft aber, daß inzwischen die übergeordnete Behörde Remedur schaffen wird.

Herzls Originaltestament wieder gefunden

Wien, 17. Januar. (JTA.) Das Original des von Theodor Herzl, dem Begründer der modernen zionistischen Bewegung, eigenhändig niedergeschriebenen Testaments, von dem man angenommen hat, daß es während der Niederbrennung des Wiener Justizpalastes im Jahre 1927 mit so vielen anderen Akten der Vernichtung anheimfiel, ist soeben vom Präsidenten der österreichischen Zionistischen Organisation, Rechtsanwalt Dr. Leo Goldhammer, im Distriktsgericht zu Wien-Döbling wieder aufgefunden worden. Es bestand die Besorgnis, daß durch das Verschwinden der Originalabschrift des Testaments Schwierigkeiten bei der Überführung der Gebeine Herzls nach Palästina entstehen werden. Nun sind diese Schwierigkeiten behoben.

Der betreffende Passus im Testament Herzls lautet: „Es ist mein Wunsch, daß meine Gebeine nach Palästina überführt werden. Es ist mein besonderer Wunsch, daß dies auch mit den Gebeinen meiner Eltern und meiner verstorbenen Schwester Pauline geschehe. Ich würde dasselbe in bezug auf die Gebeine meiner Frau wünschen, wenn sie ihrerseits durch letzten Wunsch nichts Gegenteiliges verfügen sollte.“

Neue jüdische Autonomie-Rayone in Sowjet-Georgien und in Zaporoschje

Moskau, 17. Januar. (JTA.) Die Regierung von Sowjet-Georgien hat eine Kommission ernannt, die die Vorbereitungen für die Einrichtung eines autonomen jüdischen Verwaltungsrayons in Zyteligora, Distrikt Kachetyn, zu treffen hat. Die Regierungskommission für jüdische Landansiedlung Komzet hat in dieser Gegend Zertifikate für die Ansiedlung von weiteren 123 jüdischen Familien, von denen 90 bereits die Arbeit auf den neuen Feldern begonnen haben, ausgegeben. Jeder Siedler erhält das notwendige Inventar sowie einen Darlehensvorschuß von je 400 Rubel zum Bau eines Hauses.

Die Sowjetbehörden der Governements Zaporoschje in der Ukraine haben beschlossen, in dem Distrikt Novo-Zlatopol einen neuen jüdischen Verwaltungsrayon, ähnlich dem in Distrikt Cherson (Hauptort Kalinindorf), einzurichten.

Fortschritte im jüdischen Siedlungswesen in Australien

Melbourne, 1. Januar. (JTA.) Vor einigen Monaten hat sich in Australien bekanntlich eine Gesellschaft für jüdische Kolonisation gebildet, die auch schon gleich eine Kolonie eingerichtet hat. Rev, Jacob Danglow hielt in der St.-Kilda-Syna-

goge eine Ansprache, in der er ausführte, er selbst habe an die Durchführbarkeit des Planes nicht glauben wollen, heute angesichts der erzielten überraschenden Erfolge müsse er zugeben, daß er Unrecht hatte. Die Siedlung Bervik ist im schönen Aufblühen begriffen. Er habe sich mit den Siedlern unterhalten und tiefe Eindrücke von diesem prächtigen Menschentyp empfangen. Der neuen Kolonie sind aus der Hinterlassenschaft des kürzlich verstorbenen Nahum Levinson 2200 Pfund zugeflossen; vier jüdische Organisationen, darunter der Keren Hajessod und die Palestine Welfare League, haben der Kolonie je 250 Pfund zugewendet.

Die Rechte der Juden auf das Rahel-Grab
Ein Konflikt zwischen der Jerusalemer Gemeinde und dem Distriktskommissar Keith Roach

Jerusalem, 23. Januar. (JTA.) Zwischen der Jerusalemer jüdischen Gemeinde und dem Distriktskommissar von Jerusalem, Major Keith Roah, ist im Zusammenhang mit der Reparaturbedürftigkeit des Rahel-Grabmals ein Konflikt entstanden. Die Kapelle über dem Grabe bedarf dringend einer Reparatur, die die Jerusalemer jüdische Gemeinde in Angriff nehmen wollte. Keith Roach aber verweigerte die Erlaubnis zur Durchführung und begründete dies damit, daß neben den Juden auch die Moslems Rechte auf das Grab haben. Die Regierung, erklärte er, wolle selbst für die Reparatur des Grabmals Sorge tragen. Nach dieser Richtung wurde aber von den Regierungsbehörden nichts unternommen. Von jüdischer Seite wurde beim Oberkommissar, Sir John Robert Chancellor, interveniert. Der Oberkommissar befaßt sich gegenwärtig mit der Frage des Rechtes der Juden auf das Rahel-Grab.

Kein Lehrerstreik in Palästina

Jerusalem, 27. Januar. (JTA.) Die Zionistische Exekutive in Palästina hat sämtliche Forderungen der Lehrerschaft der hebräischen Schulen erfüllt, wodurch der eben erst begonnene Streik sein schnelles Ende gefunden hat. Der Unterricht wurde an allen Schulen bereits aufgenommen.

Dr. Hantke bei Chancellor
Des Oberkommissars Sympathie für den Keren Hajessod

Jerusalem, 23. Januar. (JTA.) Der Oberkommissar von Palästina, Sir John Robert Chancellor, empfing im Regierungshause den Direktor des Keren Hajessod, Herrn Dr. Arthur Hantke, und den Generalsekretär des Keren Hajessod, Herrn Leo Hermann, und unterhielt sich mit ihnen eingehend über die Arbeit und die Ziele des Keren Hajessod. Der Oberkommissar gab seiner Sympathie für die Institution und die Arbeit des Keren Hajessod in wärmsten Worten Ausdruck.

Feuilleton

Der Tod Mosis

Von Edmond Fleg

Edmond Fleg ist der Dichter der jüdischen Renaissance in ihrer stärksten und erschütterndsten Erscheinung. Das französische Assimilations-Judentum, bei dem die nationale Eigenart verdrängt und verblaßt ist, wie bei keinem anderen, dieses scheinbar so farblos gewordene Judentum fühlt plötzlich das uralte Hebräerblut dumpf und rätselhaft in sich erwachen, dunkle Wünsche, schmerzlich suchende Liebe nach vergessener Tradition, vergessener Gemeinschaft. In „L'enfant prophète" und „Comme je devenais juif" schildert Edmond Fleg in seiner kultivierten und zugleich aufwühlenden Art die Bewußtwerdung des Judentums. Der vorliegende Auszug ist das Schlußkapitel seiner zuletzt erschienenen Moses-Legende. Es reiht sich in seiner wie auf Goldgrund gemalten, an alte Miniaturen erinnernden Schilderung stilgerecht und doch eigenartig an die vielen Aggadoth, mit welchen die Tradition deutend und fühlend den Tod des Propheten umgab, von dem uns die Bibel in ihrer tragischen Sachlichkeit nur die knappe Tatsache mitteilt und nicht mehr.

Am 6. Adar war es. Mitten am Tag rief vom Himmel herab eine Stimme: „Moses, Moses, nur einen Tag noch ist es dir beschieden, in dieser Welt zu leben." — „Warum ist mein Tod so nahe?", stöhnte der Prophet. — „Hast du nicht zweimal schon darnach verlangt zu sterben?" — „Herr, Herr, Du hast Deine Stärke am Sinai gezeigt und Deine mächtige Hand über den zehn Plagen Ägyptens; Du hast Deine Milde über dem goldenen Kalb gezeigt und Deine Liebe über dem Manna der Wüste: Laß mich noch leben, Deine Herrlichkeit zu verkünden."

Und in dieser Nacht sprach der Prophet fünfzehnhundert Gebete. Und er schrieb die Thora ab, schrieb sie von neuem ab, auf den Rollen von Pergament, dreizehnmal. Dachte: „Die Thora ist das Leben und die Verlängerung des Lebens: auch mein Leben, vielleicht verlängert sie es."

Aber am Morgen des 7. Adar rief die Stimme vom Himmel: „Moses, Moses, nur 6 Stunden noch ist es dir beschieden zu leben." Und Moses erwiderte: „Erst laß mich noch Israel segnen, dann will ich gehen, meinen Brüdern mich zu vereinen."

Und er versammelte die Menge und sprach über sie den Segen...

Als er vollendet hatte, rief die Stimme vom Himmel: „Moses, Moses, nur vier Stunden noch ist es dir beschieden, zu leben auf dieser Welt." Bat der Prophet: „Herr, Herr, laß mich noch Abschied nehmen von Israel, dann will ich gehen, meinen Brüdern mich zu vereinen." Und er las den Stämmen die Thora, las sie ihnen ganz, gab eine Rolle an jeden der Stämme.

Sprach: „Bewahrt die Thora, damit sie euch bewahre; laßt kein Wort, laßt kein Zeichen anders werden bis ans Ende der Zeiten, damit ihr lebet bis ans Ende der Zeiten." Schrien alle: „Wir wollen sie bewahren bis ans Ende der Zeiten, damit sie uns bewahre." Und die dreizehnte Thora, die Moses abgeschrieben hatte, nahm der Erzengel Gabriel, um sie dem Himmel wiederzubringen.

Dann sprach der Prophet: „Ich habe euch viele harte Worte gegeben der Thora zuliebe; verzeiht mir." Erwiderten alle: „Wir haben dich oft gereizt der Thora wegen, verzeihe du uns." — Sie verziehen ihm; er verzieh ihnen. Dann fuhr er fort: „Wenn ihr das Land Israel betretet, denket meiner Gebeine, die eurer gedenken werden. Und sprecht: Wehe, wehe, der Sohn Amrams, der vor uns herlief wie ein Streitroß, er ist in der Wüste gefallen." Sie klagten alle: „Moses, Moses, unser Lehrer, was tun wir noch ohne dich?" Er antwor-

als er sterben soll. Aber, so spät er auch stirbt, für ihn selbst ist es immer zu bald: denn obwohl er zweimal schon nach dem Tod verlangt hatte, obwohl er durch G'ttes Mund und selbst erfahren hatte, daß es ihm nur noch eine Stunde lang zu leben beschieden war, war der Prophet noch immer nicht zu sterben bereit.

Von Menschen verlassen flehte er nun zum Berg der Wüste, zur Erde und zum Himmel. Erstieg den Nebo und sagte schluchzend zu ihnen: „Ruft doch, ruft das Erbarmen des Ewigen auf mich herab. Daß er vom Tode mich rette." Aber der Berg erwiderte: „Er möge zuerst sich meiner erbarmen; hat er nicht geschrieben: Die Berge werden vergehen und die Höhen werden niedergemäht werden ... Brot hernieder — und Manna fiel. Zur Erde, welcher das Brot entsprießt, sprach ich: laß Wasser entsprießen — und Wasser stieg empor. G'tt gehorchte mir. Sprach ich: „Erhebe Dich, erhob er sich; steh still — stand er still. Ich sagte zu ihm: „Strafe — er strafte; vergib — er vergab. Was bin ich heute? Ein Greis, der bettelt und den man nicht hört." — „Das ist das Gesetz alles Fleisches mein Sohn", antwortete ihm G'tt. „Du warst an der Reihe und nun wird ein anderer an die Reihe kommen. Wessen Sohn bist du? Amrams... Und Amram, wessen Sohn war er: Kohats, Und Kohat war der Sohn Levys und alle waren die Söhne Adams und alle starben wie Adam. Warum solltest du nicht sterben?" Schluß folgt.

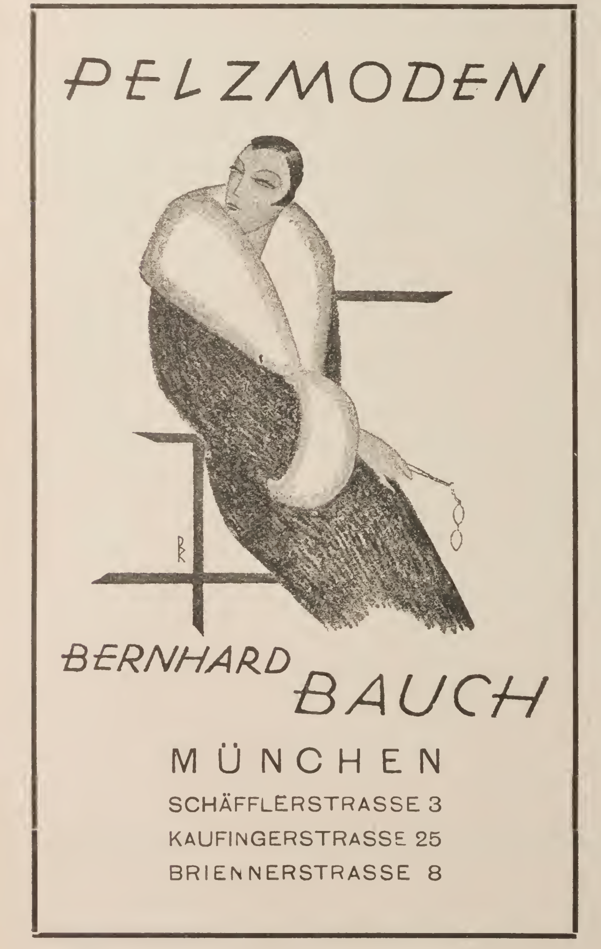
Gemeinden-u.Vereins-Echo

Sitzung der Gemeindevertretung und des Gemeindevorstands

Am Donnerstag, dem 24. Januar 1929, fand die erste Sitzung der neugewählten Gemeindevertretung und des Gemeindevorstands statt, die von Herrn JR. Dr. Feuchtwanger mit kurzen Worten der Begrüßung, vor allem für die zum ersten Male in diesem Kollegium Anwesenden, insbesondere die ostjüdischen Vertreter eröffnet wurde. Herr JR. Feuchtwanger stellte die Ordnungsmäßigkeit der vollzogenen Wahl fest und gab bekannt, daß für den erkrankten Herrn JR. Beer für die Dauer seiner Behinderung als Stellvertreter Herr Karl Bach zur Gemeindevertretung berufen werde. Darauf wurde das neue Präsidium durch Akklamation konstituiert: zum 1. Vorsitzenden wurde Herr RA. Dr. Ernst Wilmersdoerffer, zu stellvertretenden Vorsitzenden Herr JR. Dr. Max Feuchtwanger und Herr Walter Weiß einstimmig gewählt. Der neue Vorsitzende dankte der Versammlung für das ihm bewiesene Vertrauen, gelobte sein Amt mit Hingabe und Einsetzung aller Kraft unparteiisch zu führen, und gedachte der Tätigkeit seines Großvaters, der er wohl zum Teil seine Wahl zu verdanken habe und seines Vorgängers, des Herrn Geh. JR. Dr. Dispeker im Dienste der Gemeinde. Olgr. Dr. Neumeyer sprach dem neuen Präsidium der Gemeindevertretung die Glückwünsche des Vorstands aus. Der Vorsitzende wies sodann auf die wichtigen der Gemeindevertretung bevorstehenden Arbeiten hin. Zu neuen Mitgliedern des Gemeindevorstandes wurden an Stelle der zurückgetretenen Herren Kommerzienrat S. A. Weil und JR. Dr. Perlmutter, Frau Recha Stark und Herr JR. Dr. Emil Fränkel gewählt. Für Frau Stark tritt Frau Dr. Eßlinger in die Gemeindevertretung ein. Zu Punkt 3 der Tagesordnung: Wahl der Ausschüsse, nahm zuerst KR. Dr. Wassermann für die liberale Fraktion das Wort. Er führte aus, daß sich die liberale Fraktion mit den von der orthodoxen und zionistischen Fraktion für die Ausschußbesetzung gemachten Vorschlägen nicht einverstanden erklären könne, da ihr diese Vorschläge erst sehr spät unterbreitet worden seien und da sie den Grundsätzen, die bei der Besetzung der Ausschüsse in Zukunft angewendet werden müssen, nicht entsprächen. Diese Grundsätze, von denen der eine sogar in der neuen Gemeindeverfassung festgelegt werde, verlangten, daß auch in den Ausschüssen das Zahlenverhältnis der Fraktionen gewahrt bleibe und daß die Ausschüsse gegenüber dem bisherigen Stand nicht noch vergrößert werden dürften. Für den Augenblick schlage er vor, einige der wichtigsten und dringendsten Ausschüsse sofort zu bilden und wegen der übrigen eine Kommission einzusetzen, die der Gemeindevertretung dann endgültige Vorschläge unterbreiten soll. Da sich gegen diesen Antrag Einwände erhoben, beschloß man zunächst zu Punkt 4 der Tagesordnung endgültig die Zusammenlegung des Ausschusses für Wohltätigkeit und Waisenstiftung mit dem sozialen Ausschuß und fuhr dann mit der Beratung und Beschlußfassung zu Punkt 3 fort. Nach den vorliegenden Vorschlägen wurden zusammengesetzt: der Wahlprüfungsaussschuß (Mitglieder: RA. Dr. Werner, Julius Bloch, JR. Dr. Heilbronner, RA. Dr. Wilmersdoerffer, JR. Dr. Feuchtwanger, RA. Dr. Siegel), der Revisionsausschuß (Mitglieder: Direktor Apfel, Eugen Loewenstamm, Isaak Wildberg, Karl Bach, Abraham Josef Maier,

David Horn), sowie der Verfassungs- und Geschäftsordnungsausschuß (Mitglieder: Olgr. Dr. Neumeyer, RA. Dr. Werner, RA. Dr. Wilmersdoerffer, JR. Dr. Heilbronner, JR. Dr. Oestreich, KR. Dr. Wassermann, JR. Dr. Feuchtwanger, Paul Grünbaum, Bernhard Lustig).

Bei der Wahl des Finanzausschusses dagegen, der bisher 12 Mitglieder, darunter 3 zionistische und 2 orthodoxe zählte, ergaben sich Schwierigkeiten, da die liberale Fraktion durch KR. Wassermann 8 Sitze für sich verlangte und in eine Erhöhung der Mitgliederzahl nicht einwilligen wollte. Die Sitzung mußte auf 15 Minuten unterbrochen werden; nach Wiedereröffnung blieb ein Antrag Dr. Siegel, die Zahl der Mitglieder des Finanzausschusses auf 15 zu erhöhen in der Minderheit; angenommen wurde ein Antrag JR. Dr. Heilbronner, die Zahl der Mitglieder auf 12 zu belassen. Die geheime Wahl des Finanzausschusses, die nun vorgenommen werden mußte, ergab, daß gewählt wurden 8 Liberale (Geh. JR. Dr. Dispeker, Recha Stark, JR. Dr. Oestreich, Louis Picard, JR. Dr. Heilbronner, KR. Dr. Wassermann, Dr. F. Gutmann, RA. Dr. Wilmersdoerffer), 3 Zionisten (JR. Dr. Elias Straus, Justin Lichtenauer, RA. Dr. Siegel) und ein Orthodoxer (Hermann Rosenthaler). Herr Rosenthaler erklärte daraufhin, daß diesesZahlenverhältnis in jederBeziehung ungerecht sei und daß er sich deshalb gezwungen sehe, die Annahme des Amtes abzulehnen. Die Sitzung mußte neuerdings unterbrochen werden. Nach Wiederaufnahme erklärte Herr Rosenthaler im Namen der orthodoxen Fraktion, daß seine Freunde jede Arbeit in den Ausschüssen, mit Ausnahme des Ritualausschusses, ablehnen müßten. Nach einer Geschäftsordnungsdebatte wurde zum 12. Mitglied des Finanzausschusses Herr Wechsler gewählt, der aber, wie Herr Rosenthaler, mit dem zusammen er seit Jahren die orthodoxe Fraktion im Finanzausschuß vertreten hatte, die auf ihn gefallene Wahl nicht annahm. RA. Dr. Siegel stellte darauf den Antrag, den Finanzausschuß mit 14 Mitgliedern zu besetzen, worauf Herr JR. Dr. Heilbronner eine neue Unterbrechung der Sitzung verlangte und androhte, daß man, wenn eine Einigung nicht zu erzielen sei, als 12. Mitglied des Finanzausschusses einen Liberalen wählen würde. Nach Wiedereröffnung der Sitzung beantragte der Vorsitzende, den Ausschuß zunächst nur mit 11 Mitgliedern zu besetzen, wogegen keine Einwendungen erhoben wurden. Der Gemeindevorstand stimmte den Beschlüssen der Gemeindevertretung in bezug auf Verfassungs- und Geschäftsordnungsausschuß ohne Debatte und einstimmig, in bezug auf den Finanzausschuß nach kurzer aber erregter Debatte gegen die Stimmen der zionistischen und orthodoxen Mitglieder zu.



Bei der Wahl des Synagogenausschusses, zu der man nun schritt, ergaben sich insofern neue Schwierigkeiten, als hier, wo bisher 7 liberalen Mitgliedern ein einziges zionistisches Mitglied gegenüberstand, die zionistische Fraktion in Befolgung der von den Liberalen heute proklamierten Grundsätze, eine Vertretung nach dem Fraktionsverhältnis beanspruchte, wogegen die Liberalen Widerspruch erhoben. Die Sitzung mußte noch einmal unterbrochen werden, darnach konnte die Wahl nach der von den Zionisten vorgeschlagenen Weise vorgenommen werden. JR. Eugen Beer (Stellvertreter Direktor Apfel), Isaak Bacharach, KR. Louis Ballin, Dr. Karl Löwenthal, Louis Selinger, Kantor Kirschner, Bernhard Lustig, Dr. Robert Beer, Josef Schachno. Der Synagogenchorausschuß konnte ohne weitere Differenz besetzt werden, die Wahl der weiteren Ausschüsse wurde zurückgestellt. Darauf wurde zu Punkt 5 der Tagesordnung: die Eingliederung der offenen Jugendfürsorge als Jugendamt in das gemeindliche Wohlfahrtsamt, zu Punkt 6: eine Herabsetzung der Gebühren für das Ritualbad beschlossen.

Schließlich erstatteten die drei Vorsitzenden des Vorstands noch einen Bericht über das abgelaufene Geschäftsjahr. Herr JR. Dr. Oestreich gab einen Überblick über den Stand der Bauarbeiten, Herr JR. Dr. Straus über die im ganzen befriedigende finanzielle Situation der Gemeinde sowie über die Wohlfahrtsarbeit; Herr Olgr. Dr. Neumeyer gedachte in seinen Ausführungen der schweren persönlichen Verluste, die die Gemeinde im letzten Jahre erlitten hat, er behandelte die Verfassungsarbeiten, die verschiedenen Beamten-Bildungs- und Ritualfragen und sprach kurz zu dem Problem des Landes- und Reichsverbandes sowie zur allgemeinen Situation der jüdischen Gemeinschaft. Unter anderem gab er bekannt, daß im letzten Jahr 134 jüdischen Sterbefällen in München, nur 67 jüdische Geburten gegenüberstehen und er begrüßte es im Hinblick auf diese Tatsache, daß nunmehr eine Frau in den Gemeindevorstand eingetreten sei, die die Arbeit

gesetzt werden, der eine davon nicht einmal vollständig; andere wichtige Arbeiten wurden nicht in Angriff genommen und die tiefgehende Verstimmung auf seiten der Minderheitsfraktionen kann wohl kaum als Ersatz für die fehlenden positiven Resultate gelten; auch die liberale Fraktion dürfte nicht gerade begeistert sein von den Erfolgen, die sie auf dieser Sitzung davongetragen hat. Und worauf ist all das zurückzuführen? Man kann es sehr einfach sagen, wenn man sich nicht scheut, die Dinge beim Namen zu nennen: auf die höchst willkürliche Verhandlungsführung des Sprechers der liberalen Fraktion, der zuerst unter Berufung auf die zukünftige verfassungsmäßige Festlegung des Prinzips der Zusammensetzung der Ausschüsse nach dem Zahlenverhältnis der Fraktionen, die strikte Durchführung dieses Prinzips mit Bezug auf einen bestimmten Ausschuß verlangte, der es aber gleichzeitig ablehnte, die Zahl der Mitglieder dieses Ausschusses in einer Höhe festzulegen, die die Durchführung des Prinzips ohne Zurücksetzung der Minderheiten überhaupt erst ermöglichte, der ferner unmittelbar darauf, noch dazu mit der Versicherung, daß er nur wolle was „Rechtens“ sei, die Anwendung eben dieses gleichen Prinzips auf einen anderen wichtigen Ausschuß einfach verweigerte. Man wird dabei vergeblich nach der Logik und nach der politischen Zweckmäßigkeit eines solchen Verhaltens suchen; offenbar kommt es hier auch nur auf die Durchsetzung irgendwelcher Prestigeansprüche und nicht auf die Arbeit in den Ausschüssen an, die ja bekanntermaßen mehr von den Qualitäten der Mitglieder als von ihrer Quantität abhängig ist. Deshalb war auch die Erklärung des Herrn JR. Straus, daß die Minderheiten eine derartige Taktik nicht mitmachen würden, durchaus am Platze. Und sie war es um so mehr, als ja nur die außerordentliche Friedfertigkeit der zionistischen und orthodoxen Fraktion der Gemeinde die Durchführung eines Wahlkampfes erspart hat, der den Minderheiten ja nur Gewinn hätte bringen können. Daß unter solchen Umständen das Verfahren der liberalen Fraktion zu Beginn einer neuen Amtsperiode das denkbar ungeeignetste war, wird man selbst in ihren Reihen einsehen. Uns scheint es aus diesem Anlaß dringend geboten, darauf hinzuweisen, daß es nur zum Schaden der Gemeinde sein kann, wenn die liberale Fraktion den Minderheiten den Krieg erklärt und sie so zwingt, sich energisch zur Wehr zu setzen und den von der liberalen Seite begonnenen Kampf zu einem dauernden werden zu lassen.

5. Abend: **Willenslehre, Staatsphilosophie**

Eintritt frei

Der Maskenball des Bar-Kochba
unter dem Motto:
Jahrmarkt in Tel-Awiw

verspricht in der Tat das schönste der Maskenfeste zu werden, das der Bar-Kochba jemals veranstaltet hat. Herr David Schneuer, von den Kammerspielen im Schauspielhaus, hat für beide Räume eine Dekoration geschaffen, die berechtigtes Aufsehen erregen wird und die die Veranstaltung zu einem Künstlerfest machen wird. Im Sinne des Mottos hat der Bar-Kochba mit einem Karussel und einer Rutschbahn für jahrmarktgemäße Belustigungen gesorgt, und auch die Darbietungen werden dazu beitragen, das Fest zu einem der lustigsten und stimmungsvollsten zu machen. Bela Bekes und Geza Velisch spielen zum Tanz, Büfett, Tombola und ein Sektzelt mit eigener Musik werden ebenfalls noch zur Stimmung beitragen. Das Motto läßt neben orientalischen Kostümen auch sämtliche andere Masken zu, die auf einem Jahrmarkt vertreten sein können und wird dadurch ein besonders farbenprächtiges Bild hervorrufen. Die besten Masken werden prämiiert. Der Bar-Kochba hat keine Mühe und kein Geld gespart, um seinen Gästen ein Fest zu bereiten, das jedem in freudiger Erinnerung bleiben wird. Daher darf keiner dabei fehlen, und das Motto für jedermann muß am Sonntag, dem 3. Februar, lauten: Auf zum Jahrmarkt in Tel-Awiw!

Wochenprogramm der V.J.St. „Jordania“
vom 3. II. bis 10. II. 1929

Montag: 7.15, Fuxenkurs.
Dienstag: 7.30, Turnen.
Mittwoch: 1 Uhr, gemeinsames Mittagessen bei Weiß.
8.30, allgemeiner Kurs.

Der hebräische Theaterabend findet am Samstag, dem 16. Februar 1929, präzis 8 Uhr abends, im „Steinickesaal“ statt.

Programm: 1. Kol. Jakow. Text von Schklar. Musik von Eli Jakobson. Gesungen von Frau Sonja Ziegler, Komponist am Flügel. 2. Im-Schemesch. Von Bialik. Vorgetragen von M. Fischer. 3. Hebräische Lieder von Bialik-Czernichowsky. Musik von Engel-Almann. Gesungen von Frau Sonja Ziegler. Am Flügel: Jos. Ziegler. 4. Beir haharegah. Von Bialik. Vorgetragen von M. Fischer. 5. Fantasie über jüdische Motive. Von Eli Jakobson. Komponist am Flügel. — Pause. — 6. Hajowel.

Von Achikam. Lustspiel in einem Akt. Regie: M. Fischer. 7. Al-Haschchitah. Von Bialik. Sprechchor. Der Vorverkauf hat bereits so stark eingesetzt, daß es sich empfiehlt, sich möglichst bald Karten zu sichern. Karten zu RM. 3.30, 2.20, 1.60, 1.10 im Vorverkauf bei Ewer-Buchhandlung, Ottostraße 2, Telephon 52 4 07; D. Goldberg, Schwanthalerstraße 24, Telephon 5 96 7 19; A. Gidalewitsch, Müllerstraße 42, Telephon 22 9 74; S. Orljansky, Neuhauser Straße 29, Telephon 90 5 61; Zionistische Ortsgruppe, Herzog-Rudolf-Straße 1, Telephon 2 97 4 49. Kategoriekarten zu RM. —.60 nur an der Abendkasse.

Jüdischer Jugend-Verein, München. Am Donnerstag, dem 7. Februar 1929, spricht abends 8.45 Uhr im Lessingsaal, Herzog-Rudolf-Straße 1/0, Herr Hauptlehrer Jakob Krämer über „Jüdische Verfassungsfragen in Deutschland"; am 14. Februar finden im Bibliotheksaal, Herzog-Max-Straße 5/II, 8.45 abends, „Plaudereien über zeitgemäße Fragen", statt. Die Freitag-Abend-Feiern werden wie bisher Herzog-Max-Straße 3/I abgehalten. Beginn 8.45 Uhr.

Jüdischer Kulturverein J. L. Perez, München Samstag, den 2. Februar 1929, abends 8.45 Uhr, rezitiert Herr Max Fischer von den Münchener Kammerspielen im Lessigsaal, Herzog-Rudolf-Straße 1. Die Vorstandschaft.

Israelitischer Frauenverein von 1906. Am Mittwoch früh, dem 30. Januar, verschied im Alter von 54 Jahren unsere verehrte Krankenvorsteherin, Frau Mirjam Nußbaum. Sie hat unserem Verein in vielen Jahren ihre wertvolle und uneigennützige Arbeit gewidmet, war uns allen eine treue Beraterin, liebe Freundin und Helferin. Jeder, der diese wahrhaft aufopferungsvolle Wohltäterin, diese vornehme jüdische Frau kannte, deren Gottvertrauen durch nichts zu erschüttern war, wird mit uns von Trauer erfüllt sein. Die Vorstandschaft.

Verein jüdischer Akademiker, München. Am Sonntag, dem 10. Februar, abends 8 Uhr, spricht Herr Rabbiner Dr. Klein aus Nürnberg über das Thema: „Was sagt das Prinzip Thauro im Derech Erez?" Interessenten sind herzlich eingeladen.

Gesamtausschuß der Ostjuden, München. Zur Vermählung Diamand-Orljansky gratulieren herzlichst Nathan Kurzmantel und Frau 3.—.

Der Synagogenverein Bajis-Jakob gratuliert seinem 1. Vorsitzenden Herrn Orljansky und Frau zur Vermählung ihrer Kinder. Desgleichen Herrn S. Minikes und Frau zur Verlobung ihrer Tochter 2.—.

Familie A. Gidalewitsch gratuliert zur Vermählung Orljansky-Diamand und zur Verlobung Minikes-Lichtmann 2.—.

Gesamtausschuß der Ostjuden. Der Gesamtausschuß der Ostjuden gratuliert zur Vermählung Orljansky-Diamand 3.—.

Zionistische Ortsgruppe Nürnberg, Vortragszyklus Dr. Max Mayer. Am 5. und 6. Januar fand hier in rascher Aufeinanderfolge (Samstag abend, Sonntag vormittag und abend) ein Vortragszyklus von Dr. Max Mayer (Berlin) über neuhebräische Literatur statt. Der Name des Referenten hatte trotz der nicht günstigen Vortragszeiten für einen recht guten Besuch gesorgt. Wir müssen jedoch bekennen: die hohen Erwartungen der Teilnehmer wurden bei weitem übertroffen. Hier wurde nicht nur mit reichem Wissen und großem sachlichem Können 150 Jahre hebräische Literaturgeschichte behandelt; hier wurde ein Stück lebendigen jüdischen Volkslebens abgerollt, in all seiner Kleinheit und Größe, mit seinem Elend und seinem geistigen Aufschwung, mit seinen Hoffnungen und seiner Tragik. Eine ganz neue Welt wurde den meisten erschlossen. Nur so folgten alle Zuhörer dreimal drei Stunden lang mit gespanntestem Interesse den Ausführungen des Referenten, dessen sprühende, meisterhafte Darstellung den Stoff zu einem tiefen Erlebnis für alle gestaltete. Wir danken an dieser Stelle nochmals Herrn Dr. Mayer für diese Stunden und ihren Inhalt und können ihn nur bitten, uns bald wieder so reich zu beschenken. H. B. . n.

Personalia

Der bekannte Auktionator und Sachverständige, Herr M. Kohn, feiert dieser Tage seinen sechzigsten Geburtstag. Der Jubilar, ein „Ossek bezorche Hazibur be Emunoh" ist seit über 30 Jahren für den ostjüdischen Klal in München tätig, opferte viel Zeit und Geld für die religiösen, kulturellen und philanthropischen Einrichtungen der ostjüdischen Gemeinschaft in München. Herr Kohn war Mitbegründer der Vereine „Linath Hazedek", „Agudath-Achim", der „Talmud-Thora" und des Krankenunterstützungsvereins „Bikur-Cholim" und hat viele Jahre als Vorstandsmitglied für diese Organisationen gearbeitet. Im Vereine „Agudath Achim" war Herr Kohn auch als erster Vorsitzender tätig. A. S.

24 565 9226

Zentrale für Deutschland Berlin W 15

Meinekestraße Nr. 10

Spendenausweis des Münchner Büros Nr. 12
vom 23. bis 29. Januar 1929

Allgemeine Spenden: Paul Grünbaum und Frau gratulieren Oberlandesgerichtsrat Dr. Neumeyer und Frau zur Enkelin, Herrn L. Spielmann und Frau zum 40. Hochzeitstag und zur Vermählung Orljansky-Diamand 5.—.

Bäume: V.J.St. Jordania-Garten: Der A.-H.-Bund der V.J.St. Jordania gratuliert seinem lieben Conphilister Raphael Straus und Frau zur Barmizwah ihres Sohnes 1 B. 6.—, V.J.St. Jordania gratuliert ihrem lieben A. H. Raphael Straus und Frau aus demselben Anlaß 1 B. 6.— = 12.—.

Goldenes Buch Jüdischer Turn- und Sportverein Bar-Kochba: Gesammelt bei der Hochzeit Orljansky-Diamand durch Herrn Dipl.-Ingenieur Meyerstein 113.—.

Büchsen: Dr. M. Kupfer 3.30, A. Misch 15.—, P. Grünbaum 5.—, Frau E. Kalter 1.30, Dr. W. Eliasberg 17.80, Ewerbuchhandlung 3.05, N. N. 3.—, O. Böhm 4.—, Frl. Dora Fränkel 2.—, E. Droller 8.40, Stiefelzieher 1.95, M. Engelhard 1.76, S. Goldscheider 1.65, M. Fett 1.27, M. Bohrer 1.50, E. Bund 2.—, Frau R. Held 8.— = 80.98.

Summa: RM. 210.98.

Gesamtsumme seit 1. Oktober 1928: RM. 2105.35.

Berichtigung des Ausweises Nr. 10. Statt David: D. Horn gratuliert zur Verlobung Rosl Feuchtwanger 2.—.

Spendenausweis des Nürnberger Büros
vom 25. Januar 1929

Spendenbuch: Herr und Frau Dr. M. Oppenheimer anläßlich Barmizwah ihres Sohnes 10.—.

Allgemeine Spenden: Tellersammlung anläßlich Ortsgruppenabends 6.50; Frau Dr. Landauer 5.—; Albert Ellern und Fran anläßlich der Genesung Dr. Nußbaums 1.—.

Büchsen: Dir. Jacobsohn 4.60; Hirschen 4.—; Lugw. Gutmann 3.50; Paul Hamburger 3.—; Einstein 2.10; Wurzinger, Fleischmann je 2.—; Dr. Riesenfeld 1.85; Moses Fuchs 1.50; Schulmann 1.— = 25.55. Summa 48.05.

Seit 1. Oktober 1928 aufgebracht RM. 1440.47.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Ignaz Emrich, Diplomvolkswirt, München; für den Anzeigenteil: H. W. Stöhr, München.
Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, Herzog-Max-Straße 4, München.